

Die Begegnung mit dem Glück

Von W. Berger

Ich schlenderte, ein „abgebauter Uhrmacher“, durch die Straßen Santiago de Cubas. Nach Deutschland stand mein Sinn, doch für meine 356 Pesos, die ich in der Tasche hatte, hätte mich kein Dampfer mit nach Bremen oder Cuxhaven genommen. Ein Heuerbas prüfte meine Papiere. Sie waren in Ordnung.

„Sie wollen sich hinüberarbeiten?“ – „Ja!“ –

„Na, denn wollen wir mal sehen. Können Sie kochen?“

Da ich mir meinen Kaffee gekocht und hie und da einmal ein Ei gesoffen, log ich nicht, als ich dies bejahte.

„Das Geschäft geht in Ordnung“, meinte der Heuerbas. Morgen kommt die Minnesota, ein Luxusdampfer. Rudert mit einer Handvoll Dollarmillionären, während der kalten Zeit hier in den Tropen umher. Man wünscht einen Koch, einen fixen Koch von mir. Hier Ihr Schein. 20 Pesos für meine Bemühung.“ – „Bittet!“ Ich gab ihm 10, er kassierte das Geld lächelnd.

„Sie sind ein smarterer Geschäftsmann“, lachte er. „Sie verdienen 100 % Beibruch, junger Mann!“ –

Am anderen Tage lief die Minnesota ein. Ich meldete mich bei der Schiffsleitung als Koch.

Für einen Uhrmacher, der auf einen Luxusdampfer gerät und sich als Koch ausgibt, bleibt die Sache so lange mißlich, bis er erfährt, was er eigentlich zu kochen hat. Ich erfuhr es bald. Silberpußer wurde ich. Gott sei Dank, Silber konnte ich pußen. Nach 5 Tagen sagte mir der Kapitän, daß ich im Friseursalon als Gehilfe Dienst tun sollte.

Gab es auf dem Schiff einen Koch, der nicht zu kochen brauchte, dann war es immerhin möglich, daß es auch einen Friseurgehilfen gab, der nicht zu frisieren brauchte. Der rotwangige Chef des Friseursalons meinte, als ich mich meldete: „Erst wollen wir aus Ihnen einmal einen anderen Menschen machen, der hier in die elegante Gesellschaft paßt.“

Eine halbe Stunde später sah ich wie ein junger Gott aus. Es lockten sich meine Haare. Ein schneeweißer Anzug, der mit einer blutroten Liße besetzt war, gab meiner jugendlichen Gestalt etwas Schneidiges.

„Sie sind kein häßlicher Kerl“, lobte der Chef. „Sie haben also den Herrschaften nur die Haare zu waschen. Das ist nicht schwer. Sie müssen tun, als wenn Sie läten. Ganz besonders bei den Ladies, viel Schaum um nichts. Sie verstehen?“ Ich verstand. – Nun war ich seit einigen Tagen ein Haarkünstler. Es war eine herrliche

Beschäftigung, in dem Wuschelkopfhaar einer hübschen jungen Dame die Hände zart und sanft spielen zu lassen.

Aber wieder kam das Verhängnis in Gestalt des Kapitäns. Dieser fragte eines Tages, nachdem er rasiert war, ehe er den Salon verließ:

„Was sind Sie eigentlich richtig von Beruf?“

„Uhrmacher, Herr Kapitän.“

„Donnerwetter“, schrie er, „Uhrmacher?“

Er ließ sich mit der Borddruckerei verbinden und rief in den Apparat: „Anzeige für morgige Ozeanzeitung: Reparaturen an Uhren und Schmuckstücken werden an Bord schnell und gut ausgeführt Kabine 45.“

„Von morgen ab beziehen Sie Kabine 45. Alle vorkommenden Reparaturen erledigen Sie aufs beste. Die Uhren an Bord regulieren Sie auch. Lassen Sie sich die genaue Zeit von dem Radio-Onkel geben.“

Nun war ich wieder Uhrmacher, und was für einer . . . ein bis über die Ohren verliebter Uhrmacher. Die entzückende kleine Lady Brown hatte es mir angetan. Sie brachte mir ihre Uhr, die gar nicht reparaturbedürftig war, sie ließ mir Schmuckstücke da, die Vermögen darstellten, doch an denen nichts zu reparieren war. Meine heimlich Geliebte kam ungeniert fast jeden Tag zu mir, und wenn sie ihre schmalen Aristokratenhände wie tröstend auf die meinen legte, und wenn sie mich anlächelte, mir freundliche Worte sagte, dann merkte ich, daß ich dem Glück begegnet war, daß es mich leise berührte, einen kostbaren Augenblick lang. Wie wunderbare Tage habe ich verlebt, wie froh und munter habe ich Tag für Tag meine Arbeit verrichtet.

Als die Minnesota nach vielen Wochen nach New York zurückkehrte und in den Hafen einlief, kam das liebe Mädchel noch einmal rasch zu mir hereingehuscht. Sie reichte mir zum Abschied die Hand. Dann riß sie mich mit einer raschen Bewegung an sich und gab mir einen herzhaften Kuß, mitten auf die Lippen.

„Nehmen Sie das“, sagte sie, dabei reichte sie mir ein kleines Päckchen über den Tisch.

Wie eine weiße Taube flog sie hinaus. Ich habe dann wohl noch eine Zeit dagesessen, bis mir die Augen naß wurden. In dem Seidenpapier aber befand sich ihr Bild und unter der Photographie stand ihr Name.

Ich aber merkte, daß ich nicht fähig gewesen wäre, dies zarte Glück, das mir mit dem lichterhellen Mädchen entwand, mit meinen Uhrmacherhänden zu halten.

(I/122)

Aus eigener Sammlerwerkstätte

Von Alexander Grosz, Wien

V.

Unter den Automaten, die sich bis in unsere Zeit erhalten haben und noch immer, wenn auch in veränderter Weise erzeugt werden, ist der singende Vogel im Käfig oder in einem Döschen wohl einer der entzückendsten und beliebtesten geblieben. Wenn wir vor so einem kleinen Kunstwerk in Bewunderung versunken stehen, wirft sich uns vielleicht manchmal die Frage auf; wozu diese Vergeudung von Genie, Denken, schlaflosen Nächten, Arbeit, Mühe und Zeit an so einem kleinen Ding, das uns keinen greifbaren Nutzen bringt, d. h. nichts beiträgt zu den dringendsten Lebensbedürfnissen unserer so realistisch veranlagten Zeit! Es dient nicht dem Sport, der Körperpflege, nicht dem Verkehr, der Kleidung, der Nahrung, der Wohnungsfrage –

Sorgen, die uns alle viel näher gehen müssen, als die Herstellung so unwichtiger Luxusdingelchen. Gewiß – wozu aber werben wir dann für Schmuck, Mode und Kunst – alles scheinbar und in Zeiten der Volksnot auch wirklich entbehrliche Dinge.

Wir können eben als Kulturvolk auf die Dauer neben den wichtigen, nackten Lebensbedürfnissen nicht der Ideale, der Kunst entbehren. Was dem Wanderer die Rast, dem Hungernden die Speise, dem Durstenden das Getränk, ist dem schwer im realen Leben schaffenden Idealisten der Anblick der Schönheit, der Kunst. Ein Ausruhen des Geistes, ein Erholen zur neuen Schaffensfreude.

Was wir, vielleicht auch nur für einen Augenblick, als eigentlich nutzlose Spielerei betrachtet, es hat uns